Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 458. **Mittwoch** den 8. September 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 8. September.

Mehrere nationalgesinnte Blätter hatten mißgestimmte Betrachtungen darüber angestellt, daß in diesem Jahre die **Sedanfeier** etwas dürftig ausgefallen sei. Daß solche Betrachtungen das Entzücken der **ultramontanen Presse** erregen würden, war vorauszusehen, denn von jeher ist dieser Presse der Sedantag ebenso verhaßt gewesen, wie dem verstorbenen Windthorst, in dessen Wahlkreise der Tag noch jetzt der Satanstag genannt wird. Die „Germania" bringt dieses Entzücken dadurch zum Ausdrucke, daß sie jene Betrachtungen abdruckt und mit höhnischen Glossen versieht. So knüpft das Blatt an solche Stellen, in denen hervorgehoben wird, daß allerdings die Schulen und die Kriegervereine das Fest feierlich begangen hätten, die höhnende Bemerkung: „Der Bien muß", womit gesagt werden soll, daß die Schulen und die Kriegervereine gezwungen worden seien, das Fest zu feiern. Hinter einer Stelle, in der gesagt wird, daß an einzelnen Orten auch ein großer Theil der Bevölkerung an der Feier theilgenommen habe, macht das Clerikale Blatt zwei Fragezeichen. Am empörendsten aber ist es, daß die „Germania" dem Satze, der Tag von Sedan habe dem Vaterlande die höchsten Güter gebracht, die Frage hinzufügt: Welche Güter? So empörend eine solche Frage ist, so wenig kann sie, wie gesagt, überraschen. Ueberraschen aber wird es Manchen, wenn er in derselben Nummer des ultramontanen Blattes die Behauptung findet, die auf dem Landshuter „Katholikentag" versammelt gewesenen Katholiken hätten sich als Söhne eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes gefühlt. Wir wundern uns jedoch auch darüber nicht. Die „Germania" weiß ganz genau, daß von den in Landshut versammelt gewesenen deutschen Katholiken ein großer Theil die Errungenschaften von Sedan kennt und würdigt. Um diesen zahlreichen Katholiken nach dem Munde zu reden und außerdem, um den deutschen Katholicismus einer höheren Stelle als patriotisch zu empfehlen, preist die „Germania" die patriotische Gesinnung der Landshuter Versammlung; ihre eigenen Gefühle und Gesinnungen, sowie die ihrer engeren Freunde bringt sie in ihren höhnischen Glossen zu den mißgestimmten Betrachtungen nationalgesinnter Blätter zum Ausdrucke. Aehnliches kann man in dem führenden Blatte des deutschen Centrums oft genug finden, und es kann nicht befremden, daß der vaterlandslose internationale Ultramontanismus sich es ruhig gefallen läßt, wenn neben seinen eigenen Anschauungen und Wünschen auch die der wirklich deutsch gesinnten Katholiken in der „Germania" gelegentlich zum Ausdruck kommen. Denn die Vermuthung liegt nahe, daß die Letzteren allmählich ihre deutsche Gesinnung einbüßen, wenn sie sich daran gewöhnen, sie in der ultramontanen Presse gleichzeitig gepriesen und verhöhnt zu sehen. Um so weniger aber ist es zu verstehen, daß die deutschgesinnten Katholiken nicht energischen Protest erheben gegen die Anmaßung der ultramontanen Presse, sich als Vertreterin des deutschen Katholicismus aufzuspielen und gleichwohl die vaterländische Gesinnung seines größeren und besten Theiles zu verspotten. Erfolgen solche Proteste nicht, so kann der deutsche Katholicismus sich nicht darüber wundern, wenn er in einen Topf mit dem Ultramontanismus geworfen wird.

Lange Zeit ist angenommen worden, daß der stellvertretende Staatssecretair von Bülow, der bisherige Botschafter, nach dem Rücktritt des Fürsten Hohenlohe auch **Reichskanzler** werden solle. Später tauchte ebenso bestimmt die Meldung auf, daß ein General zum Reichskanzler ausersehen sei. Neuerdings wurde hinzugefügt, es sei ein General, der Herrn von Bülow nicht fernstehe. Unter diesen Umständen findet das in politischen Kreisen umgehende Gerücht, daß der commandirende General des 14. Armeecorps zum Reichskanzler bestimmt sei, vielfach Glauben. Damit wäre auch die frühere Lesart leicht erklärt. Denn der General heißt ebenso wie der Staatssecretair: v. Bülow. Adolf v. Bülow ist am 11. Januar 1837 in Berlin geboren, also erst 60 Jahre alt. Er trat am 21. März 1854 in das zwölfte Husarenregiment und wurde am 7. Februar 1856 Officier. Vom Juni 1871 an war er über ein Jahrzehnt zur Botschaft in Paris commandirt. 1874 wurde er Flügeladjutant, später Generaladjutant, am 27. Januar 1895 General der Cavallerie und commandirender General des VIII, später des XIV. Armeecorps. Die „Voss. Ztg." meint, seine Ernennung würde bedeuten, daß Herr Dr. v. Miquel der wirkliche Leiter der inneren Politik würde. Der wirkliche Leiter? Dann müßte er die Zustimmung des Kaisers zu einem festen Programme haben oder die Fähigkeit besitzen, unter scheinbarem Verzicht auf ein Programm dem Kaiser ein solches zu „suggeriren". Aber würde General v. Bülow Neigung haben, den Reichskanzler nur zu spielen und in Wirklichkeit von Herrn v. Miquel sich leiten zu lassen? Und würde dieser sich dazu verstehen, die Arbeit des Kanzlers zu thun, ohne die Ehren eines solchen zu genießen? Das alles sind Fragen, auf welche der „Voss. Ztg." jedenfalls die Antwort ebenso fehlt, wie anderen Blättern. Es giebt auch nichts Zweckloseres, als über solche Fragen sich den Kopf zu zerbrechen. Vorläufig ist Fürst Hohenlohe noch im Amte, und daraus, daß er gestern in Homburg eine längere Unterredung mit Herrn v. Miquel gehabt hat, scheint hervorzugehen, daß sein Rücktritt nicht unmittelbar bevorsteht. Bevor derselbe erfolgt, können Zwischenfälle aller Art eintreten, welche die Wahl seines Nachfolgers beeinflussen. Und da bei uns im Reiche seit Jahren das Unwahrscheinlichste am häufigsten sich zu ereignen pflegt, so verzichten nachgerade selbst die müßigsten Leute darauf, das Wahrscheinliche herauszuklügeln.

Die öffentliche Meinung **Ungarns** blickt mit gespanntem Interesse und aufrichtiger Freude dem **Besuche Kaiser Wilhelm's** in Pest entgegen. Die hauptstädtische, sowie die Provinzpresse steht seit Wochen unter dem Eindrucke der bevorstehenden Ereignisse. Man entwirft sympathische Charakterbilder des Monarchen und würdigt hauptsächlich vom ungarisch-nationalen Standpuncte die politische Bedeutung, welche dem Pester Aufenthalte Kaiser Wilhelm's innewohnt. Man hebt die selbstbewußte Energie, die vielseitigen Talente, die glänzende Rednergabe, sowie namentlich die Friedensliebe des mächtigen Herrschers hervor, betont, daß die ungarische Nation längst mit Wilhelm II. sympathisirt und daß auch er für Ungarn längst hohes Interesse und entschiedene Zuneigung bekundet. Um nur einige Journalstimmen jüngeren Datums zu erwähnen, sei hier vorerst der „Pesti Hirlap", das verbreitetste liberale Organ, citirt. Dasselbe constatirt, daß Kaiser Wilhelm II. die Angelegenheiten Ungarns von jeher mit besonderer Aufmerksamkeit und auffallender Sympathie verfolgt habe. Es sei hierin eine Anerkennung der Fortschritte zu erblicken, welche Ungarn, gestützt auf seine nationale Einheit und staatliche Selbstständigkeit, in den letzten dreißig Jahren aufzuweisen hat. Auf diese hohe Anerkennung könne die ungarische Nation ohne Uebertreibung und ohne Servilismus stolz sein, und sie dürfe dem Besuche des deutschen Kaisers mit Recht eine für Ungarn schmeichelhafte Bedeutung beimessen. Der parteilose „Magyar Hirlap" schreibt, es gehöre weder nationale Eitelkeit, noch kriechender Byzantinismus dazu, um sich des hohen Besuches von Herzen zu freuen. Derselbe habe für Ungarn keine geringere Bedeutung, als daß der deutsche Kaiser die Habsburgische Monarchie nicht als ein Reich, sondern als zwei, durch die Person des Herrschers und durch gemeinsame Angelegenheiten verbundene, allein staatsrechtlich selbstständige Länder betrachte, daß er den ungarischen apostolischen König vom Kaiser Oesterreichs zu trennen wisse und die Gleichwerthigkeit der Beiden anerkenne. „Wir ehren uns selbst durch die Ehrung des deutschen Kaisers". Die Gewillkommnung des Kaisers wird sich sowohl in der Haupt- und Residenzstadt Pest, wie in den Provinzgegenden, die er bereist, um so herzlicher gestalten, als an derselben nicht nur das officielle Ungarn, sondern dessen gesammte Bevölkerung spontan und freudig theilzunehmen sich anschickt.

Was hat der **italienische** Ministerpräsident di Rudinì mit seinen devoten Verbeugungen vor **Frankreich** erreicht? Wie die Annäherungsversuche Italiens in der französischen Presse stets gebässigen Mißdeutungen begegnet sind, so auch jetzt wieder. Die französischen Blätter, vom „Journal des Débats" bis zum „Figaro", haben die Versicherungen der italienischen Regierungsorgane, daß die Reise des Königspaares nach Deutschland keinerlei Spitze gegen Frankreich habe, mit einer fast beleidigend geringschätzigen Gleichgiltigkeit gewissermaßen als schuldigen Tribut entgegengenommen. „Figaro" meint zwar, daß die Erklärungen des Herrn di Rudinì durchaus lobenswerth seien, aber „sie werden die Franzosen nicht von ihrer etwas egoistischen Gleichgiltigkeit gegen das abdringen können, was nicht unmittelbar auf das andere soeben verkündete Bündniß Bezug hat", und wie weit diese Gleichgiltigkeit insbesondere in Bezug auf das Thun und Lassen Italiens geht, zeigt das Blatt in der bis vor Kurzem in Frankreich ganz unmöglichen Behauptung, es würde geradezu eine Gefährdung des Friedens darin sehen, wenn Italien aus dem Dreibunde ausschiede (und mit England einen Zweibund einginge. D. Red.). So weit gehen die „Débats" nicht; auch sie weisen die Behauptung zurück, daß man in Frankreich irgendwie wegen der Reise des Königs Humbert nach Deutschland besorgt sei, aber sie sind nicht abgeneigt, Italien als verlorenen Sohn wieder gnädig aufzunehmen, und ziehen aus der Ankündigung, daß Visconti-Venosta demnächst Herrn Hanotaux einen Besuch abstatten würde, folgenden Schluß: „Es genügt uns, zu erfahren, daß die Italiener zu fühlen beginnen, daß ihnen das Bündniß mit Deutschland zu nichts gedient hat, und daß sie ihren Vortheil nur durch eine Annäherung an uns finden werden." Das ist dieselbe hochmüthige Sprache, welche England gegen uns anzuschlagen pflegt, und wie dieses Deutschland gegenüber sich eine Art Vormundschaft anmaßt, so blickt man in Frankreich mit geradezu beleidigender Ueberhebung auf das „minderwerthige" Italien herab, das man zu ewiger Dankbarkeit gegen die Republik verpflichtet meint. Unter diesen Umständen ist es höchst bedauerlich, daß italienische Journale die nationale Würde soweit vergessen konnten, daß sie wegen eines Besuchs des Königs in Deutschland die Franzosen um Verzeihung baten. Um so erfreulicher ist es, daß König Humbert, der zwei Ressorts, das des Heeres und der auswärtigen Politik, sich selbst vorbehalten hat, in Homburg sich nicht damit begnügte, die Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu betonen, sondern erklärte, daß er die Reise nach Homburg eigens zu dem Zwecke unternommen habe, um einen neuen Beweis des innigen Bandes zwischen Deutschland und Italien zu geben. Durch diese selbstbewußte königliche Aussprache wird di Rudinì's Kriecherei wenigstens in etwas paralysirt.

Die Action **Englands** in der **Orientfrage** ist auf dem Wege, mit einer gründlichen Blamage abzuschließen. Nachdem es den Standpunct, den Deutschland in der Frage der Kriegsentschädigung und der Sicherstellung der alten, wie der neuen Gläubiger Griechenlands von Anfang an einnimmt, lange genug bekämpft hat, sieht es sich jetzt zu Vorschlägen genöthigt, die der von Deutschland von vornherein eingenommenen Auffassung verzweifelt ähnlich sehen. Denn wenn die „Times", bald nachdem Deutschlands Vorschläge in Betreff der Finanzcontrole gemacht worden waren, Deutschland unterstellte, es wolle die gesammten Einkünfte Griechenlands unter officielle europäische Controle genommen wissen, so wurde damals deutscherseits sofort festgestellt, daß Deutschland nur so viele von den Einnahmen der Controle unterwerfen wollte, als zur Deckung der Zinsen und sonstigen Interessen der alten und neuen Staatsgläubiger erforderlich wären. Genau denselben Standpunct nimmt nach den neuesten Vorschlägen Salisbury's nunmehr auch England ein. Es ist also zu hoffen, daß nun endlich diese Frage ihre Erledigung findet, zumal wie uns heute telegraphisch aus London gemeldet wird, die Botschafter einer Konstantinopeler Nachricht der „Times" zufolge am Montag nach Eingang der Instructionen ihrer Regierungen die Vorschläge Salisbury's mit geringen redactionellen Aenderungen angenommen und dieselben in nicht officieller Weise dem Minister des Aeußeren vorgelegt haben, auf den sie einen günstigen Eindruck machten. Die Verhandlungen in Therapia werden am Donnerstag wieder aufgenommen werden. Hoffentlich entsteht im Verlaufe derselben nun nicht noch Streit darüber, wie viele von den Einnahmequellen Griechenlands unter Controle genommen werden müssen, um die erforderlichen Zinsen zu decken. Da die Einnahmen selbstverständlich schwankende sind, so wird es sich empfehlen, lieber eine größere Zahl von Einnahmequellen des griechischen Staates unter Controle zu nehmen, als unbedingt erforderlich erscheint, damit auf jeden Fall eine Schädigung der Gläubiger unterbleibt.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 7. September. Wie die „Voss. Ztg." hört, ist das Entlassungsgesuch, das der Unterstaatssecretair des Reichspostamts Wirklicher Geheimer Rath Dr. Fischer bereits vor längerer Zeit eingereicht hat, genehmigt und zu seinem Nachfolger der Director der ersten Abtheilung des Reichspostamts Fritsch ernannt worden. — Daß Herr

Feuilleton.

Götzendienst.

3] Roman in zwei Theilen von Woldemar Urban.

Nachdruck verboten.

Dieses „wenigstens Sie" schien Graf Victor geradezu classisch in seiner ungenirten, naiven Grobheit und klang schier ebenso, als hätte sie mindestens einen Fürsten oder König anzutreffen erwartet, ihr den rechten Weg zu weisen. Aber Graf Victor war weit entfernt, ihr diese niedliche Ungezogenheit übel zu nehmen und war er anfangs um eine treffende Antwort verlegen, so gelangte er bald zur Einsicht, daß bei dieser übersprudelnden Plauderthätigkeit eine Antwort überhaupt übel angewandt war. Sie ließ ihm dazu keine Zeit; unermüdlich fuhr sie in ihrer Plauderei fort, die einen so ungezwungenen, natürlichen und gleichzeitig auch so kühlunschuldigen und unnahbaren Eindruck machte, daß Graf Victor die beobachtende Reserve, die er anfangs bewahrt, bald in eine unverhohlene Bewunderung umschlagen fühlte.

Er hätte sie gern gefragt nach Heimath und Herkunft, um jenes glückliche Land in Erfahrung zu bringen, das noch solche Wunder von naiver Menschlichkeit hervorbringt; aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. Dagegen schien sie seinen Gedankengang zu errathen und fuhr aus freien Stücken in ihrer Plauderei fort:

„Vor sechs Wochen noch waren wir in Buenos Aires; aber diese Hitze dort! Sie müssen nämlich wissen, daß jetzt Sommer dort ist, weil es nämlich auf der andern Seite der Welt liegt" — Graf Victor mußte unwillkürlich lächeln — „und wenn hier in Europa Winter ist, so ist es dort Sommer und umgekehrt. Aber ich finde es hier recht hübsch und wir werden wohl noch einige Tage oder einige Wochen hier bleiben. Es ist wirklich nicht übel — die Palmen, die Cacteen und die Agaven sind freilich nicht so groß und so schön wie bei uns; auch ist hier Alles so klein und so eng. Die Gärten, die Felder und Wälder, sogar die Länder sind kleiner als bei uns. Man befindet sich ja hier alle Augenblicke in einem anderen Land! Da sollten Sie nur 'mal nach Argentinien zu uns kommen! Dort hat man wenigstens Platz und ich glaube, es ließen sich bequem aus Papas Weizenfeldern allein zwanzig solche Herzogthümer wie Monaco machen. Aber dennoch gefällt es mir ganz ausnehmend hier, und wenn es in Europa überall so aussieht wie hier, kann es gar nicht so übel sein."

Nachdem Europa mit dieser glimpflichen Kritik der kleinen, wohl kaum siebzehn- oder achtzehnjährigen Weltreisenden von der „anderen Seite der Welt" weggekommen war, sprach sie ihre Verwunderung darüber aus, daß hier so viele Leute vorhanden seien, die nicht das Geringste thun und gleichwohl so viel Geld ausgeben. Woher sie das hätten? Wer es ihnen gegeben habe? Und warum sie denn nicht arbeiteten? wollte sie wissen; aber sie wartete die Antwort nicht ab, sondern schauffirte sich plötzlich wieder darüber, daß man im Casino von Monte Carlo, wie sie gehört habe, um Geld spiele. Das sei in einem Lande, wo man das Geld ohne Zweifel auch erst erarbeiten müßte, einfach eine Barbarei, deren sich ein gesitteter Staat und ein gesittetes Volk niemals schuldig machen dürfte. Graf Victor war wie aus den Wolken gefallen und während ihre sittliche Entrüstung über die Entartung der alten Welt anhielt, um dann unvermittelt auf einen anderen Gegenstand überzuspringen — wie bei einem Kinde, dessen kleines Gehirn die Massenhaftigkeit der einstürmenden Eindrücke noch nicht richtig verarbeiten kann — fragte sich ihr Begleiter im Stillen, was sie wohl dann erst sagen würde, nachdem er ihr seine Lage und deren Ursache mitgetheilt. So naiv und kindlich der Eindruck auch war, den das oberflächliche, sorglose Geplauder seiner Begleiterin machte, es barg sich bei alledem doch ein Kern darin, der seine Nachdenklichkeit anregte und zugleich seine innersten Ueberzeugungen ins Wanken brachte.

Kein Priester und kein Philosoph hätte bei ihm auch nur annähernd Das erreicht, was das unabsichtliche Geplauder eines jungen, noch nicht einmal „gesellschaftlich" gebildeten Mädchens zu Stande gebracht. Graf Victor erschien sich selbst plötzlich in seinen Standesvorurtheilen ungemein beschränkt, in seiner Vergangenheit wie in dem beabsichtigten letzten Schritt geradezu verbrecherisch. Die Welt war doch viel, viel größer, als er es gewöhnlich annahm, verschiedener die Menschen und ihre Ansichten in derselben und unbegrenzter und verheißungsvoller daher auch die Möglichkeiten und Aussichten seiner Zukunft. Er verbarg den Revolver, den er noch immer unter dem Rocke versteckt trug, unbemerkt und mit einem energischen Entschluß in der Tasche.

Mittlerweile waren sie in die Nähe des Hotels de France gelangt, und schon von Weitem bemerkte Graf Victor vor demselben einen aufgeregten Menschenauflauf, ein Hin- und Herhasten von Dienern und Kellnern, einen aufgescheuchten Schwarm von allerlei Menschen, die, aus dem gewohnten süßen Nichtsthun aufgerüttelt, plötzlich in eine fieberhafte Thätigkeit versetzt waren. Dann schrien verschiedene Stimmen: „Da ist sie! Sie ist da!" Und eine andere dazwischen: „Wo? Wo? Felicia! Ist es wahr? Wirklich da? O mein Kind!" Und dabei stürzte ein dicker, fetter Mann hervor und umarmte die kleine zierliche und schmächtige Felicia mit einer gewissen demonstrativen Zärtlichkeit, die ihm ersichtlich einige Anstrengung kostete, und die wohl sicher unterblieben wäre, wenn der fette Mann nicht geglaubt hätte, das „gehöre zum guten Ton". Er mochte ungefähr achtundvierzig bis fünfzig Jahre zählen: sein Haar war stark ergraut, aber noch sehr dicht und „wie eine Bürste" verschnitten. Gesicht und Hände hatten eine gelblichbraune Farbe und seine Bewegung etwas Mühsames, dabei keuchte er in Folge seiner Stärke bei jeder hastigen Bewegung. Sein Rücken und sein Genick waren stiernäckigbreit, solid und mächtig. Er erschien in einer Welle von gelben und braunen Dienern, die ihn wie einen Monarchen umgaben und jeden seiner Befehle noch vor der Aussprache zu errathen suchten. Sie trugen dabei sämmtlich Salontoilette: Frack, weiße Cravatte und weiße Weste, während ihr Gebieter mit einem bequemen hellwollenen Jacketanzug von etwas affectirter Einfachheit bekleidet war. Jedenfalls stach er von seinen Dienern, die man nichts destoweniger für seine Herren hätte halten können, bedeutend ab. Und nur die Besichtigung seiner Hände und die Würdigung seiner Shlipsnadel ließ vermuthen, daß man einem Manne gegenüberstand, dem Geld- und Geldeswerth untergeordnete Begriffe sind. Die Brillanten seiner Nadel und seiner Ringe, mit denen er alle Finger, sogar den Daumen, besteckt hatte, mochten mehrere Hunderttausende repräsentiren.

„Felicia, mein Kind", feuchte er nun wieder mit ziemlicher Umständlichkeit und mit einer Rührung, die er wohl nur äußerlich zu zeigen sich verpflichtet hielt, um den „guten Ton" nicht zu verletzen. „Sag', wo warst Du nur? Wir haben eine Todesangst um Dich ausgestanden."

„Wo ist Salvatore, Papa?"

„Er sucht Dich seit einer halben Stunde in der ganzen Stadt."

„Und ich ihn. Denke Dir, ich hatte mich verlaufen!"

„Verlaufen? Um's Himmelswillen!"

„Ja und ich fürchtete mich — fürchtete mich schrecklich — bis ich diesen Herrn hier traf, der so gütig war, mich zurückzuführen."

„Gut, gut, man wird ihn natürlich angemessen — königlich belohnen, das versteht sich! Er soll — —"

„Aber Papa! Es ist ja ein Graf! Mache doch keine Dummheiten!"

Graf Victor befand sich in der einfältigsten Situation von der Welt und ärgerte sich im Stillen, daß er das Hotel überhaupt betreten, daß er sich nicht schon draußen verabschiedet hatte. Er griff an seinen Hut und wollte sich mit einer stummen Verbeugung zurückziehen, als er bemerkte, daß sich der dicke, braune Mann vor ihm hoch aufrichtete, ihm die dicke, fleischige Hand bot und ihn nöthigte, Platz zu nehmen.

„Mein Herr", sagte er dann, „ich heiße Gracias de Melida; entschuldigen Sie, wenn mich die Ueberraschung verhinderte, meine gesellschaftlichen Verpflichtungen Ihnen gegenüber zu erfüllen."

Nie in seinem Leben war Graf Victor einer derartigen Form- und Geschmacklosigkeit begegnet und er frug sich erstaunt, das also ist der berühmte Weizenkönig aus Argentinien, von dessen fabelhaften Reichthümern seit einigen Tagen Wunder erzählt werden und dessen Name allein schon das gesammte Speculanten- und Lumpengesindel der Stadt auf die Beine zu bringen im Stande ist? Welch' ein Protz! Ein deutscher Bierbrauer oder Fleischermeister war mit ihm verglichen geradezu ein Apollo. Unwillkürlich bemühte sich der junge Mann, in dem Gesichte des Südamerikaners irgend etwas Sympathisches, etwas rein Menschliches zu entdecken, etwas, was noch nicht durch den erstarrenden Einfluß, den das Geld auf ungebildete Leute ausübt, verdorben war. Hatte der Mann keine Seele? Konnte man ein derartig immenses Vermögen wie das seinige ohne Verstand zusammenscharren und verwalten? O doch! Und Don Gracias de Melida besaß unzweifelhaft eine dementsprechende Eigenschaft, nur entging es in diesem Augenblicke noch dem oberflächlichen Blicke des jungen Mannes. Nur das Halbwilde, Uneuropäische, das Ungeübte in der Etikette, in der der junge Edelmann aufgewachsen war, verstand und begriff er an der Persönlichkeit vor ihm und gerade aus diesem Grunde fühlte er sich dem Amerikaner weit überlegen.

Graf Victor machte eine kurze Verbeugung und erwiderte, kurz sich vorstellend:

„Graf Kreuz!"

Mit offenem Munde blieb Don Gracias bei Nennung dieses Namens stehen; seine Augen, die sonst immer wie halb eingeschlafen hinter den dicken Lidern lagen, traten hervor

SLUB
Wir führen Wissen.